

Welches Leben steht dir bevor?

Irgendwo an einem Straßenrand in der nordöstlichen afghanischen Provinzhauptstadt Taluqan stand ein vielleicht fünfjähriges Mädchen und sah uns mit ihren wunderschönen großen und braunen Augen aufmerksam an. Da sagte Jürgen Zimmermann, der mich begleitete: „Wenn ich die afghanischen Mädchen sehe, frage ich mich oft: Welches Leben steht dir bevor?“ Ich glaube, er dachte in diesem Moment, wie ich, an die junge Frau im Krankenhaus von Imam Sahib. Die blaue Burka hüllte sie restlos ein. Doch ihre Jugendlichkeit war unverkennbar. Als ich einen Vater nach einem Gespräch bat, ob ich ihn und seinen Sohn fotografieren dürfe, schlug ein daneben wartender alter Mann plötzlich seinen Mantel auf und zeigte mir stolz ein winziges Neugeborenes, das auf seinem Arm lag. Dann winkte er die junge Frau heran, seine Frau, die ihm ein zweites Baby auf den anderen Arm legte. Er wollte, dass ich ihn mit seinen Zwillingen fotografierte. Vierundsechzig sei er, erzählte er. Ich weiß nicht, wie diese Ehe zustande gekommen war, doch ich kenne viele Geschichten über Zwangsehen und das Unglück junger Mädchen in Afghanistan. Der afghanische Schriftsteller Khaled Hosseini schildert ihr grausames Schicksal in seinem neuen Buch "Tausend Sonnen".

Ja, das ist die Frage, die man beim Anblick jedes afghanischen Kindes und vor allem der Mädchen haben muss: Welches Leben steht dir bevor? Wenn du überhaupt eines haben wirst. Die Kindersterblichkeit lag noch vor zwei Jahren bei zwanzig Prozent. Es gehört zu den nicht allzu vielen Erfolgen des Landes, dass inzwischen achtzigtausend Kinder mehr in jedem Jahr überleben, die vorher keine Chance hatten.

Drei Jahre war ich nicht mehr in Afghanistan. Ich war neugierig. Ich freute mich auf Kabul und auf dieses zerrissene Land, das sich bei meinem ersten Besuch Anfang 2002 so merkwürdig in mein Herz zu graben begonnen hatte. Damals lag Kabul in den Trümmern, die der bestialische Bürgerkrieg der Warlords in den neunziger Jahren hinterlassen hatte, und die unter der Talibanherrschaft nicht beseitigt worden waren. Die Führer der Nordallianz und ihre Truppen waren gerade als Verbündete der USA in Kabul eingerückt und hatten sich einen großen Teil der Machtpositionen, der Posten in den neuen Verwaltungen und der Villen gesichert, die ihrem jahrelangen Bombardement entgangen waren. Ihre Verbrechen waren nicht geringer als die der Taliban, doch das scherte weder die Bush-Administration noch die Bundesregierung, die ihnen auf der Bonn-Konferenz 2002 einen privilegierten Platz sicherte. Den haben sie bis heute behauptet. Vor allem aber erlebte ich damals, wie grausam das Land in einem Vierteljahrhundert nicht nur materiell, sondern gesellschaftlich zerstört worden war durch die sowjetische Okkupation, den brutalen Krieg zwischen der Roten Armee und den Mudjaheddin, den anschließenden Bürgerkrieg und die Taliban.

Mehr davon begann ich erst später zu verstehen, als ich auf großartige afghanische Literatur stieß, zuerst auf Saira Shah's Buch "Die Tochter des Geschichtenerzählers", dann den bedrückenden Bericht der iranischen Schriftstellerin Siba Shakib: "Nach Afghanistan kommt Gott nur noch zum Weinen" und den berühmten Roman von Khaled Hosseini "Der Drachenläufer". Sein neues Buch, die tragische Geschichte zweier afghanischer Frauen von den siebziger Jahren bis in die Gegenwart hat nicht die antike Dimension des "Drachenläufers", aber auch sie ist gut geschrieben und presst das Herz zusammen. Ich habe durch diese Erzählungen, ihre Anschaulichkeit, ihren Gefühlsreichtum und ihre wunderbare Ästhetik, Vieles über Afghanistan, seine Geschichte und Kultur und über die Menschen erfahren, das mir durch die kurzen Besuche ebenso verschlossen

geblieben wäre wie durch noch so ausführliches Studium politischer und wissenschaftlicher Analysen. Hätte ich einen Wunsch für Afghanistan frei, ich erbäte mir, dass über die internationale Afghanistan-Politik nur Menschen entschieden, die das Land besucht und mit Menschen dort gesprochen hätten, im übrigen nicht nur mit den Beamten in den Büros der Minister und internationalen Organisationen in Kabul, mit Handwerkern, Frauen, Kindern, Bauern und kritischen Intellektuellen in den Städten und Dörfern. Im Bundeswehrcamp in Kunduz erzählte man mir, dass die letzte Bundestagsdelegation in drei Tagen Aufenthalt nicht einen Schritt aus dem Lager getan hatte.

Über die Kriege, die dieses Land und seine Völker seit inzwischen drei Jahrzehnten verheeren, weiß man je nach politischem Standort vielleicht noch ein wenig Bescheid. Die einen über die sowjetische Invasion 1979, die anderen über die US-geführte Intervention 2001. Den entsetzlichen Bürgerkrieg nach dem schmachvollen Rückzug der Roten Armee hat ohnehin die gesamte internationale Gemeinschaft ignoriert. Für das Leben der Menschen, ihre Bedrückungen, ihre Freuden, ihre unbegreifliche Fähigkeit zum Alltag in einem bekriegten Land interessiert sich kaum jemand. Am Tag nach meiner Ankunft in Kabul war es auf der Flughafenstraße zu einem blutigen Selbstmordanschlag gekommen. Über ihn erfuhr ich nachts im Hotel auch durch Deutsche-Welle-TV. Über den Anschlag einen Tag später im Süden der Hauptstadt ebenso. Das ist unser europäisches Afghanistanbild, oft genug auch meines. Mit diesem Bild im Kopf geht man durch die bunte, von Käufern wimmelnde Chicken-Street oder über den riesigen Markt am Kabul-Fluss, auf dem Zehntausende Menschen Fleisch, Gewürze, Reis, Fladenbrot, Stoffe, Autoersatzteile. Und man begreift nicht, wie bunt, laut und nicht selten fröhlich das afghanische Leben weiter geht. Man kann aber ahnen, dass anders die Menschen diese Situationen gar nicht aushalten könnten, wie ich es so viele Male auch im Irak erlebt habe.

Beim steilen Landeanflug nach dem eisbedeckten Hindukusch sah Kabul aus, wie ich es in Erinnerung hatte: die lehmbräune Stadt in einer lehmbräunen Ebene zwischen den lehmbräunen Bergen in einem lehmbräunen Dunst aus Staub. Wenn der Wind weht, und er weht fast jeden Tag, bläst er den feinen Staub über die Stadt, in jedes Haus, auch durch die aus Europa oder China importierten Plastikfenster, durch die geschlossenen Lippen, in die Nase, in die Ohren. Die Wintersonne scheint lehmgefärbt auf die Stadt. Kilometerweit strecken sich die braunen Hütten und grauen Häuser in engen Reihen bis in die Täler zwischen den Kabuler Bergen, von denen herab die Warlords ihre Raketen und Granaten in die Stadt geschossen hatten, und die Hänge hinauf, soweit es die Statik von Lehmbauten erlaubt oder man überhaupt zu Fuß zum eigenen Haus hinaufsteigen kann.

Die Trümmer in Kabul sind beseitigt. Es ist viel gebaut worden, Hochhäuser und Glaspaläste für Banken, Hotels und Hochzeitshallen: "Paris- Kabul- Wedding Hall", "Qalb-e Asia Wedding Hall". Hochzeiten waren auch in den düstersten Jahren hohe Zeiten für afghanische Familien. Dafür verschulden sich viele lebenslang. Damit lassen sich im heutigen Afghanistan, das immer noch ein bettelarmes Land ist, gute Geschäfte machen.

Das Serena Hotel ist neu und komfortabel. Kein Vergleich zum heruntergekommenen "Intercontinental", in dem bis 2001 die internationalen Gäste der Taliban residiert hatten. 2002 hatte auch ich dort mein Zimmer mit Mäusen und Ratten geteilt. Die Zufahrt ist mit schweren Betonblöcken und Schranken gesichert und wird von einem halben Dutzend bewaffneter Männer bewacht. Um das ganze Gelände zieht sich eine hohe Mauer. Überhaupt wirkt Kabul wie eine Stadt im Kriegszustand. Botschaften, die Büros der internationalen Organisationen, die Kasernen der internationalen Truppen, der Polizei und der afghanischen Armee,

Ministerien und anderen Verwaltungen, aber auch die Wohngebiete der Ausländer, Banken, Hotels und von Ausländern besuchte Restaurants sind von Straßensperren, Betonwänden, Stacheldraht, Checkpoints umgeben, in manchen Stadtteilen sind ganze Straßenzüge so gesichert.

Trotz der allgegenwärtigen Unsicherheit, der Anschläge und Kämpfe ist auch außerhalb Kabuls einiges gebaut worden. Die USA konzentrieren ihre Hilfe insbesondere auf Straßen und Brücken, die für sie auch militärisch bedeutsam sind. An der Grenze zu Tadjikistan haben sie eine Brücke über den Amu Darja finanziert. Die EU baut im Grenzdorf Sher Khan Bandar eine Zollabfertigungsanlage, die allen internationalen Maßstäben genügen kann. Der Bauleiter, ein Deutscher, kommt aus Oldenburg. Er lebt mit seinen chinesischen Vorarbeitern in einem provisorischen Camp nahe der Baustelle. Den Auftrag, wie viele andere, hat eine chinesische Baufirma gewonnen. Um seine Sicherheit macht er sich keine Sorgen. Das Zusammenleben mit Afghanen sei seine Versicherung.

Das meinen auch der britische Arzt und die kanadische Ärztin im Krankenhaus von Imam Sahib, das ebenfalls von der EU-Kommission finanziert wurde. Der Direktor, Dr. Hakim ist Afghane. Das Krankenhaus sei ein Segen für die Menschen in dieser Region, sagt er. Früher, erzählt mir ein Patient, gab es für uns nur Sterben oder die teure private Behandlung in Kunduz. 200 Dollar habe dort eine Blindarmoperation gekostet. „Wir mussten dafür Land oder Vieh verkaufen oder uns Geld borgen. Ich habe zwei Hektar Boden, fünf Kühe und ein paar Schafe. Wir haben sieben Kinder. Hier ist die Behandlung unentgeltlich.“

Im Bassos, einem zehn Kilometer entfernten Dorf, ist eine kleine Klinik eingerichtet worden. Ein Arzt und eine Ärztin arbeiten hier. Zwei Betten für Gebärende gibt es, eine wahre Revolution in einem afghanischen Dorf, in dem Frauen bis heute kaum in öffentliche Einrichtungen dürfen. Die Ärztin zeigte mir ihre Behandlungsliste: 32 Frauen an diesem Tag.

Das kann man in Afghanistan heute hundertfach erleben, eben auch das: Schulen, und seien sie auch jetzt im Winter für drei Monate geschlossen, weil man sie nicht heizen kann, ein Saatuchtunternehmen am Stadtrand von Taloqan, das sieben Bauernfamilien gemeinsam betreiben, die sorgsam angelegten Reisfelder in den Ebenen und Bergtälern, die Höfe, die wieder erstanden sind mit ihren traditionellen drei und vier Meter hohen Lehmmauern, die sie wie Festungen aussehen lassen. Fährt man das Tal des Kunduzflusses nach Süden hinauf in die immer gewaltigeren Berge des Hindukusch sieht man noch immer viele Wracks sowjetischer Panzer am Straßenrand und zerschossene Häuser, aber auch freundliche und offensichtlich wohlhabende Dörfer oder das Städtchen Dashi mit einem Park, Obstplantagen, Einkaufszentren, die mit den Händlern und Handwerkern auf der Straße wetteifern. Bis zum Salang-Tunnel in fast dreitausend Meter Höhe, den die Sowjetunion für ihre Truppenversorgung bauen ließ, ist die Straße gut. Auf der anderen Seite, hinab nach Kabul, ist sie eine endlose Aneinanderreihung einzelner und in der Dunkelheit und auf Schnee lebensgefährlicher Baustellen.

Ich mag den Aufbau, die Ergebnisse in der Bildung und im Gesundheitswesen und auch die widersprüchlichen und allzu beschränkten Fortschritte für afghanische Mädchen und Frauen, vor allem in den Städten, nicht mit den anhaltenden Katastrophen dieses Landes aufwiegen. Die Realität ist keine Statistik und keine Addition oder Subtraktion von Positivem und Schrecknissen. Sie ist beides. Es war schwierig mit Frauen ins Gespräch zu kommen. Über zwei Dolmetscher (ich weiß nicht, in welcher der vielen afghanischen Sprachen wir gelandet waren) und eine Ärztin durfte ich sie schließlich ansprechen. Als ich sie fragte, welche Botschaft ich

nach Europa bringen sollte, riefen sie aufgeregt: „Wir wollen Sicherheit, Trinkwasser, Elektrizität für unsere Dörfer. Sicherheit, Sicherheit!“

Die gibt es nicht in Afghanistan, längst auch nicht mehr im Norden und Westen. Dazu kommt die Opiumwirtschaft, die inzwischen fast die Hälfte des afghanischen Bruttoinlandsprodukts ausmacht und mehr als neunzig Prozent des weltweiten Heroins liefert. Unendlich ist die Korruption. Sie reicht von der Regierung, dem Parlament und Gouverneuren bis zur alltäglichen Kriminalität der afghanischen Polizei.

Afghanistan war nie ein starker Staat. Doch seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist es der blutige Spielball internationaler Politik. Die Sowjetunion setzte auf eine völlig illusionäre Modernisierungspolitik und versuchte, das Land in ihren Machtbereich zu integrieren. Die USA, Pakistan, Saudi Arabien und der Iran finanzierten, trainierten und rüsteten die Mudjaheddins und die Taliban und nahmen die reaktionärste Ideologie und die skrupellosesten Warlords in Kauf. Das gemeinsame Ergebnis sowjetischer und US-amerikanischer Politik war der Zusammenbruch des afghanischen Staates. Das Land versank in einem mittelalterlichen Terrorregime mit modernen Waffen, die sich gegen jeden Andersdenkenden richteten und vor allem gegen jede Frau, die auch nur das bescheidenste Maß an Selbstbestimmtheit für sich reklamierte. Und nach dem 11. September 2001 waren es die USA, die einen weiteren, bis heute andauernden Krieg nach Afghanistan trugen.

Peter Strucks Behauptung, Deutschland werde am Hindukusch verteidigt, gehört in das Arsenal der absurdesten Argumente für Militäreinsätze. Aber es gibt eine unabweisable Verantwortung der internationalen Gemeinschaft für Afghanistan. Die materielle und gesellschaftliche Zerstörung dieses Landes ging und geht seit dreißig Jahren von ausländischen Mächten aus. Dieses Volk ist von ihnen immer wieder geopfert worden. Sein Staat ist auch 6 Jahre nach der US-Invasion nicht aufbaufähig, und anders als in früheren Jahrzehnten hat auch die afghanische Gesellschaft ihre Fähigkeiten eingebüßt, allein, aus eigener Kraft, den Wiederaufbau ihres Gemeinwesens zu schaffen. Das ist die internationale Verantwortung, die ich sehe. Am Hindukusch geht es nicht um die Verteidigung Deutschlands, der USA oder der internationalen Sicherheit. Es kann, es muss, es darf nur um die Lebenschancen der Menschen in einem Land mit jahrhundertalten großen Kulturen gehen, das zwei Generationen an fremde Interessen verloren hat.